

von Tschau-Mu-Schi heißt es, daß er die Frühlingsnächte in einem Boot verbrachte, um seine Träume mit denen der Lotos zu vermählen.

Ihre wahrhaft kultivierte Kunst, ihre Art, der Natur sich zu nahen, ihre Verehrung aller stummen Lebewesen dieser Erde vermachten die Chinesen den Japanern, die lebendiger und lebhafter als ihre Lehrmeister, tätiger und heftiger als sie, gleich einen Kodex für den Umgang mit Blumen aufstellten, in dem bis ins Kleinste vorgeschrieben war, wie man eine Blume schneidet, wie man ihr Leben verlängert, welches Gefäß dieser, welches Gefäß jener Blüte zukommt, welche Bilder als Hintergrund zu einem Kirschblütenzweig, welche zu einer Iris geeignet sind, wie der Raum beschaffen sein muß, der einer Vase mit Blumen als Folie dient. Als zu einer Ausstellung ostasiatischer Kunstgegenstände in einer süddeutschen Stadt ein zufällig dort weilender japanischer „Blumensetzer“ gebeten wurde, eine flache Bronzevase auf japanische Weise mit Blumen zu „besetzen“, wurde der ganze umfangreiche und wohl assortierte botanische Garten dem „Blumensetzer“ zur Verfügung gestellt, der Obergarteninspektor zermartete sich das Gehirn: was haben wir an ostasiatischen Pflanzen? Ganze Bündel Callablüten wurden aus dem Gewächshaus — es war Winter — herangeschafft. Der Japaner schüttelte den Kopf. Kinderkopfgroße klatschrote Päonien. Nichts. Rosafarbene Kamelien mit glasharten Blättern. Nichts. Allgemeine Verzweiflung herrschte. Bis der Japaner mit dem entmutigten Stab des Botanischen Gartens einen Gang durch den vereisten, bereiften Garten machte. Da, auf einer Rabatte, die umgegraben worden war, stand, halb verdorrt, ein kleiner Busch, nicht mehr als ein Zweig, unbekannter Herkunft. Der Japaner stürzte sich darauf und schwor, er habe das Gefundene, was er suchte. Ganz krank waren seine Augen vor Begeisterung. Er bog und zwackte an dem armseligen Zweig herum, bis er die von ihm gewünschte Silhouette angenommen

hatte, dann setzte er ihn in die flache Bronzevase mit Wasser. Das dauerte nicht viel mehr als dreieinhalb Stunden und mußte an Ort und Stelle, in der Ausstellung selbst vor sich gehen, da das Arrangement keinen Stoß vertrug. Endlich war er fertig; mittlerweile hatte der Zweig unter den verführerischen Händen des Künstlers zwei oder drei hellgrüne Blätter getrieben, und für alle, die sich auf östliche Naturbetrachtung verstanden, war das Ganze die Vision eines kalten Vorfrühlingstags, das Wasser glänzt noch unfreundlich, aber es spiegelt desto klarer die bizarre Silhouette eines Baumzweigs, der sich zum Spiegel herabneigt und schon zwei, drei grüne Blätter getrieben hat. Am Tage der Eröffnung der Ausstellung sagte mir der Wächter, ein approbierter, im Dienst ergrauter Museumshüter: „Da der Zweig da, der steckte so schief in der Vase drin, ich habe ihn mit 'n bißchen Bindfaden geradegestellt, damit's besser aussieht.“

Der gute Mann wußte nicht, daß es in Japan als unvornehm gilt, Schnur oder Bindfaden beim Ordnen von Blumen zu benutzen. Schönes Blumen setzen gilt den Japanern als klassische Wissenschaft, geometrische Anordnung und altüberlieferte Symbole des Volkscharakters spielen dabei eine Rolle. So ist zum Beispiel die Zusammenordnung eines Kiefern-, eines Bambuszweiges und einer Pflaumenblüte in Japan häufig, denn diese drei verkörpern die Idealeigenschaften des Jünglings: Beständigkeit, Anpassungsfähigkeit und Anmut. Zu Neujahr stellt man solche Sträuße vor das Haus, um diese am höchsten geschätzten Eigenschaften ins Haus zu ziehen.

Auch Europa hat seine ästhetischen Gesetze für die Anordnung von Blumen, eine Aesthetik der Anzahl aber eigentlich nur: Veilchen werden zu dichten Bündeln gebunden, Rosen locker vereinigt, die Lilie aber genießt man einzeln, heißt es da. Vielleicht ist es den Blumenwesen ein Trost, daß sie, in der Blüte ihrer Jugend dahingeschlachtet, gekocht und destilliert, auf der Haut einer schönen Frau noch